

Öffentliche Wissenschaft und gesellschaftlicher Wandel

Stefan Selke
Annette Treibel *Hrsg.*

Öffentliche Gesellschafts- wissenschaften

Grundlagen, Anwendungsfelder
und neue Perspektiven

 Springer VS

Öffentliche Wissenschaft und gesellschaftlicher Wandel

Herausgegeben von

St. Selke, Furtwangen, Deutschland

A. Treibel, Karlsruhe, Deutschland

Die Suche nach neuen Produktionsformen gesellschaftlich relevanten Wissens ist hochaktuell. Sinnvolle Partizipation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit benötigt sowohl eine neue Wissenschaftsauffassung als auch neue Konzepte der Ko-Produktion sozial robusten Wissens. Für beide Herausforderungen gibt es bislang wenig verlässliche Orientierungen – die geplante Buchreihe „Öffentliche Wissenschaft im Wandel“ will daher als publizistisches „Reallabor“ Theorien, Modelle, Konzepte, Erfahrungen sowie Anleitungen für eine neue Wissenschaft und eine neue Soziologie mit Bezug auf öffentliche Themen, Problemlagen und Akteure erproben und zur Vernetzung Interessierter einladen.

Herausgegeben von

Stefan Selke

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Furtwangen
Furtwangen, Deutschland

Annette Treibel

Pädagogische Hochschule Karlsruhe
Karlsruhe, Deutschland

Weitere Bände in dieser Reihe <http://www.springer.com/series/13498>

Stefan Selke · Annette Treibel
(Hrsg.)

Öffentliche Gesellschafts- wissenschaften

Grundlagen, Anwendungsfelder
und neue Perspektiven

Unter Mitarbeit von Madeleine Kumbartzki

 Springer VS

Herausgeber

Stefan Selke
Furtwangen, Deutschland

Annette Treibel
Karlsruhe, Deutschland

Öffentliche Wissenschaft und gesellschaftlicher Wandel

ISBN 978-3-658-16709-7

ISBN 978-3-658-16710-3 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-658-16710-3

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2018

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Lektorat: Cori A. Mackrodt

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhalt

Relevanz und Dilemmata Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften –
ein Dialog über Positionen 1
Stefan Selke und Annette Treibel

I Verortungen

Öffentliche Wissenschaft, Wissenschaftskommunikation & Co.
Zur Kartierung zentraler Begriffe in der
Wissenschaftskommunikationswissenschaft 21
Stefan Bauernschmidt

Öffentliche Wissenschaft. Von ‚Scientific Literacy‘ zu ‚Participatory
Culture‘ 43
Caroline Y. Robertson-von Trotha und Jesús Muñoz Morcillo

II Öffentliche Wissenschaft und (neue) Medien

Diebe, Drängler, Sensationen. Ein Praxisbericht aus der Wissenschafts-PR .. 63
Paul Stoop

Public Sociology 2.0. Das *Soziologiemagazin* als öffentliches Fachportal
im Social Web 79
Benjamin Köhler, Maik Krüger und Markus Rudolfi

Öffentlichkeit, Soziologie und digitale Selbstdarstellung 95
Jasper W. Korte und Christoph Mautz

Expertin, Materiallieferantin, Projektionsfläche. Erfahrungen als
 Öffentliche Soziologin in den Medien 119
Annette Treibel

III Ausgewählte Formate Öffentlicher Wissenschaft

Vortragserfahrungen – über vertane Chancen der Öffentlichen
 Soziologie 147
Manfred Prisching

Die Versinnbildlichung von Gesellschaftswissenschaft.
 Herausforderung Science Slam 169
Miira Hill

Öffentliche Soziologie erprobt am Format des Science Slams.
 Eine Praxisreflexion 187
Daniel Grummt

Erwachsenenpädagogische Betrachtungen des Veranstaltungsformats
 Science Slam. Möglichkeit der zielgruppenspezifischen
 Wissenschaftskommunikation 209
Maria Stimm

IV Anwendungsfelder und disziplinäre Perspektiven

Klimawandel: Praktiken der Wissensproduktion in deutschen
 Verwaltungen 225
Jasmin Boghrat

„Amtliche“ Wissenschaft im Schnittfeld verschiedener Öffentlichkeiten.
 Das Forschungszentrum des Bundesamtes für Migration und
 Flüchtlinge 237
Axel Kreienbrink und Susanne Worbs

Öffentliche Wissenschaft, Modus 3 und die Vielfalt der Forschungs- und Lernorte	255
<i>Peter Faulstich († 2016) und Jana Trumann</i>	
Forschungsnetzwerke als Öffentlichkeitskatalysatoren für die Wissenschaft. Wissenschaftskommunikation und Politikinformation am Beispiel des internationalen Netzwerks <i>Population Europe</i>	269
<i>Andreas Edel, Emily Lines, Diana López-Falcón, Harald Wilkoszewski und Ann Zimmermann</i>	
Öffentliche Geographie? Zur Praxis der Wissensvermittlung Geographischer Gesellschaften	289
<i>Robert Nadler und Jörg Kosinski</i>	
Die Ko-Produktion von Wissen in der Partizipativen Gesundheitsforschung, Folgen für die Forschungspraxis	307
<i>Birgit Behrisch und Michael T. Wright</i>	
Monastische Lebensform als engagierte Wissensform	323
<i>Thomas Quartier OSB</i>	
 V Innovationen und Entwicklungen	
Öffentliche Soziologie als experimentalistische Kollaboration. Zum Verhältnis von Theorie und Methode im Kontext disruptiven sozialen Wandels	345
<i>Tanja Bogusz und Martin Reinhart</i>	
Mittendrin statt nur dabei. Die Rolle der Soziologie bei der Gestaltung sozialer Innovationen	361
<i>Jürgen Howaldt, Ralf Kopp und Michael Schwarz</i>	
Öffentliche Wissenschaft. Forschung und Innovation (FuI) partizipativ gestalten	375
<i>Steffi Ober</i>	
Bürgerwissenschaft zwischen Opportunismus und Opposition	389
<i>Mathias Wagner</i>	

Gelehrsamkeit statt Betriebsamkeit. Öffentliche Hochschulen als Werkzeuge konvivialer Gesellschaften	405
<i>Stefan Selke</i>	
AutorInnenangaben	435

Relevanz und Dilemmata Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften – ein Dialog über Positionen

Stefan Selke und Annette Treibel

Die Einleitung zum vorliegenden Sammelband spiegelt das Thema der neuen Buchreihe „Öffentliche Wissenschaft und gesellschaftlicher Wandel“ in Form und Inhalt. Wir haben uns dazu entschlossen, vom üblichen Format einer Einleitung abzuweichen, die im Wesentlichen die Beiträge der AutorInnen zusammenfasst und in Beziehung zueinander setzt. Die Beiträge dieses Bandes sprechen allesamt für sich selbst und benötigen keine rahmende Kommentierung. Stattdessen gehen wir einen anderen Weg. Öffentliche Gesellschaftswissenschaften sind, bei allen möglichen Unterschieden, eher dialog- und weniger kommunikationsorientierte Praxen der Wissensproduktion und -vermittlung. Die Artikel zeigen, wie heterogen und ambivalent das Feld der Öffentlichen Gesellschaftswissenschaften ist – und wie sich daraus gleichermaßen Potenziale und Risiken ableiten lassen.

Der Trend zur Öffnung der eigenen Disziplin kann und darf dabei ruhig aus ganz unterschiedlichen Grundhaltungen herrühren, unterschiedlichen Motiven folgen und vielfältige Ziele anstreben. Unsere Idee besteht darin, unterschiedliche Ausgangsbedingungen und Haltungen durch einen fiktiven Dialog *exemplarisch* zu demonstrieren. Denn aus der Genese unserer Arbeitsbeziehung ergibt sich gerade keine Übereinstimmung, noch nicht einmal in Grundfragen. Aber die daraus resultierende intellektuelle Spannung lässt sich – wie der vorliegende Band illustriert – produktiv nutzen.

Deshalb stellen wir den Beiträgen der einzelnen AutorInnen unsere Leitfragen und Antworten voran. Sie dokumentieren zugleich unsere eigene Arbeit als Öffentliche GesellschaftswissenschaftlerInnen. Trotz des persönlichen Zuschnitts der Antworten gehen wir davon aus, dass sich – früher oder später – ähnliche Fragen für alle diejenigen stellen, die für eine Öffnung der Gesellschaftswissenschaften eintreten.

Zur Relevanz Öffentlicher Wissenschaft

1. Was bedeutet Öffentliche Gesellschaftswissenschaft für Dich?

Stefan Selke: Mir selbst begegnete zunächst einmal der Begriff Öffentliche Soziologie und erst sehr viel später der Begriff Öffentliche Wissenschaft bzw. Öffentliche Gesellschaftswissenschaft. Das verwundert kaum, denn selbstverständlich nehme auch ich die Welt als Resultat innerfachlicher Sozialisation wahr. Gleichwohl wird damit ein grundlegendes Problem sichtbar. Die disziplinäre Verankerung und die damit verbundenen kognitiven Trägheitsmomente passen immer seltener zu Problemlösungsstrategien, die eine „Nebenfolgesellschaft“ (Ulrich Beck) einfordert, deren selbst erzeugte Probleme eben nicht mehr allein technisch gelöst werden können. Es wird in Zukunft immer häufiger darum gehen, komplexe und entgrenzte Probleme zu lösen. Aber gerade diese Probleme werden vor Disziplingrenzen nicht Halt machen; Probleme brauchen Lösungen und keine Disziplinen. Daher resultiert auch mein Unwohlsein gegenüber rein disziplinären Programmatiken der Öffnung von Wissenschaft. So auch innerhalb der Soziologie: Öffentliche Soziologie ist – strenggenommen – ein Widerspruch in sich. Ich selbst versuche stets von einer Ziel- oder Problemlösungsdimension her zu denken. Die öffentliche Reproduktion distinktiver disziplinärer Positionen ist dabei letztlich zweitrangig und stellt einen Anachronismus dar. Wenn es also für die Lösung zukünftiger Probleme eine disziplinübergreifende Zusammenarbeit braucht (Stichwort: Postdisziplinarität), dann macht eigentlich nur der Kategorienbegriff Öffentliche Gesellschaftswissenschaften Sinn, weil er das progressive Moment der notwendigen Disziplinüberschreitung bereits beinhaltet. Ganz anders der Begriff Öffentliche Soziologie. Er verdeutlicht im Kern eine regressive Rückversicherung an der Innenwelt einer einzigen Disziplin mit ihren eingespielten Ritualen und abgesteckten Terrains. Sicherlich wird der Begriff Öffentliche Soziologie Verwendung finden, und auch ich nutze ihn. Aber der Begriff Öffentliche Gesellschaftswissenschaften bedeutet mir weit mehr, weil darin bereits ein Teil der notwendigen Programmatik umgesetzt wurde, wenn auch zunächst auf semantischer Ebene. Er eignet sich daher als umfassender Sammelbegriff für heterogene Prozesse und Positionen der Öffnung und gesellschaftlichen Rückkopplung von Wissenschaft – was ja die Beiträge dieses Sammelbandes insgesamt auch illustrieren. Ich persönlich setze große Hoffnungen in den allgemeineren Begriff Öffentliche Gesellschaftswissenschaften, weil er letztlich auf einer symbolischen Ebene vor allem eines ist: die Aufforderung zum gelebten Grenzgängertum. Das mag Einigen Angst einflößen, ich finde es aufregend.

Annette Treibel: Im Vergleich mit der Öffentlichen Soziologie ist das Label Öffentliche Gesellschaftswissenschaften in meinen Augen offener und weniger ausbuchstabiert. Was unter Öffentlichen Gesellschaftswissenschaften im Einzelnen verstanden werden soll, wird gerade erst verhandelt – und unser Band soll diese Debatte mit in Schwung bringen. Mit der Programmatik eines solchen Ansatzes werden sich, so meine Prognose, zunächst vor allem diejenigen beschäftigen, die von sich aus über die Grenzen ihrer Fachdisziplin hinausschauen. Das liegt nicht zuletzt am Zuschnitt ihrer Themen. Wer beispielsweise Stadtsoziologie betreibt, kann gar nicht anders, als die entsprechenden Forschungen aus der Geografie, der Raumplanung oder die Arbeit von StadtplanerInnen zur Kenntnis zu nehmen. Es gibt also strukturelle Regelmäßigkeiten, die bereits Inter- oder Transdisziplinarität begünstigen oder erschweren. Deshalb denke ich nicht, dass die Programmatik einer Öffentlichen Gesellschaftswissenschaft Angst einflößt, sondern viele keine Ressourcen oder keine Interessen haben, in diese Richtung zu gehen. Dafür habe ich auch durchaus Verständnis. Denn mein Anliegen ist tatsächlich, anders als Du es markierst, „als Soziologin“ zu arbeiten. Ich möchte, ob unter dem Dach der oder von der Soziologie aus, die Spezifika der soziologischen Perspektive betonen. In der Soziologie stellen sich – bei aller fachinternen Heterogenität – andere Fragen als in der Ökonomie oder Psychologie, und das möchte ich auch klar markieren. Für sein Fach zu sprechen, ist im Dialog der Öffentlichen Gesellschaftswissenschaften kein Hemmnis, sondern eine Frage der Klarheit. Insofern wären für mich Öffentliche Soziologie der erste Schritt und Öffentliche Gesellschaftswissenschaft der zweite Schritt.

2. *Aus welcher disziplinären Perspektive betrachtest Du Öffentliche Gesellschaftswissenschaft? Worin besteht für Dich die analytische Rahmung?*

Annette Treibel: Als Soziologin interessieren mich die Theorie und Praxis einer Öffentlichen Soziologie und die Diskussionen im Fach über das Für und Wider eines stärkeren öffentlichen Engagements von SoziologInnen in unterschiedlichen Öffentlichkeiten, in denen ich mich selbst auch positioniere. Analytisch lehne ich mich an die Debatten an, die 2004 durch Michael Burawoys Plädoyer „For Public Sociology“ angestoßen wurden. Anders als Burawoy und seine Anhänger sehe ich die Aufgabe einer sogenannten traditionellen Öffentlichen Soziologie keineswegs als erledigt, sondern als absolut bedeutsam an. Das Interesse an einer soziologisch differenzierten Stellungnahme zu gesellschaftlichen Entwicklungen ist aus meiner Sicht deutlich größer als angenommen. Die Grundsatzdebatten über den Standort der Soziologie innerhalb der Sozialwissenschaften, Werturteilsfragen, das Verhältnis von Engagement und Distanzierung und die Nähe zu politischen und sozialen Be-

wegungen kehren wellenförmig wieder. Die gegenwärtigen Auseinandersetzungen im Fach über Public Sociology sind für mich ein Anzeichen dafür, dass wir uns fach- und gesellschaftsgeschichtlich in einer Umbruchphase befinden.

Stefan Selke: Wenn ich mich innerhalb der Programmatik der Public Sociology nach Michael Burawoy verorten müsste, dann läge mir eindeutig die organische Öffentliche Soziologie mehr am Herzen. Gleichwohl braucht es hier auch ein wenig Realismus. Ich habe zum Beispiel ‚organisch‘ gearbeitet, als ich 2013 vor dem Brandenburger Tor in Berlin zusammen mit Armutsbetroffenen demonstrierte. Aber derartige Aktionen gehören nicht zum fest einplanbaren und ständig wiederholbaren Arbeits- oder Semesterprogramm. Organische Öffentliche Soziologie ist also eher die Ausnahme, der Exkurs oder Höhepunkt, traditionelle Öffentliche Soziologie das (in Grenzen) planbare Standardprogramm.

Insgesamt betrübt mich die doch recht enggeführte Debatte im deutschsprachigen Raum, die im Falle der Soziologie das Konzept der innerakademischen Arbeitsteilung nach Burawoy als gegeben setzt und gebetsmühlenartig reproduziert, anstatt nach eigenen Ansätzen zu suchen – dass diese vorhanden sind, zeigen auch verschiedene Beiträge dieses Bandes. Burawoys Reform ist zudem eine, die vorgibt, die Reformierten nicht irritieren zu wollen. Das aber ist ein Widerspruch in sich. Um die Gesellschaftswissenschaften wieder in Richtung Gesellschaft zu öffnen, braucht es irritierende Momente, die auch innerhalb der Wissenschaft genau jene Debatten über Zwecksetzung, Mittelwahl und Folgenabschätzung auslösen, die für eine echte Reform notwendig sind. Sonst ist es schlicht keine Reform sondern Rhetorik.

Ich persönlich orientiere mich daher eher an der Programmatik der *New Public Social Sciences* nach John Brewer. Drei Gründe möchte ich dafür anführen: Erstens wird hierbei der Gesamtkontext der Entwicklung des Wissenschaftssystems im Kontext der Neoliberalisierung von Wissenschaft angemessener (d. h. mit weniger Pathos) berücksichtigt. Zweitens differenziert das Konzept der *New Public Social Sciences* nachvollziehbar nach Lehre, Forschung und zivilgesellschaftlichem Engagement. Damit sind drei korrespondierende Felder der Öffnung der Gesellschaftswissenschaften benannt, die sich bei Burawoy wenig unterscheidbar im Diffusen vermischen. Und drittens befinden wir uns mit den *New Public Social Sciences* eben nicht mehr in der rein monodisziplinären Sphäre der Soziologie. Zudem basiert die Analytik von John Brewer nicht auf einer (tendenziell fragwürdigen und oft kritisierten) Unterscheidung zweier Wissensformen (wie bei Burawoy), sondern nimmt sehr differenziert die Dimensionen der ethischen Beteiligung von GesellschaftswissenschaftlerInnen, der Möglichkeiten öffentlicher Wissenspräsentation,

die Verhältnisse von Engagement und Distanz sowie die Granularität möglicher Wertebezüge Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften in den Blick.

Über diese unmittelbare und eher programmatische Verankerung hinaus ist es für mich gerade auch reizvoll, ungewöhnliche Quellen und Vorbilder heranzuziehen. Dies reicht in meinem Fall von der Ethnopoese bis zur Soziologie der Assoziationen im Kontext der Actor Network Theory, von der Performancekunst bis zur Erzähltheorie im digitalen Zeitalter. Hinzu kommen Begegnungen mit Künstlern, Aktivisten, Eremiten und konvertierten Bankern. Dies hat einen einfachen Grund: Diese Personengruppen können darüber berichten, wie es sich als ‚heterodoxer Grenzgänger‘ lebt. Und sie nehmen Bezug auf Denktraditionen, die weit über den unmittelbaren fachlichen Rahmen eines Soziologen reichen und die es wert sind, (wieder-)entdeckt zu werden.

3. *Welchen Beitrag für die Gesellschaft bzw. die Wissenschaft leistet Öffentliche Gesellschaftswissenschaft?*

Stefan Selke: Möglicherweise lassen sich beide Beiträge nicht wirklich genau voneinander trennen. Der Beitrag Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften für die Wissenschaft besteht im Kern wohl darin, dass die Steuerzahler (die unsere liebgewonnene Wissenschaftsautonomie finanzieren) an neuralgischen Punkten – dort wo Zukunftsfragen existenzielle Werte berühren – mitreden können und nun auch dürfen. Dieser mitsprechende Kontext ist längst überfällig. Ich sehe den Hauptbeitrag in der Steigerung gesellschaftlicher Akzeptanz und Transparenz von Forschung und Wissenschaft sowie in der Steigerung der Gemeinwohlorientierung wissenschaftlicher Einrichtungen und Hochschulen. Die Forderung nach dem Ende des „Black-Boxings“ und der damit einhergehenden Delegation von Verantwortung an ExpertInnen betrifft jedoch nicht allein die Gesellschaftswissenschaften, sondern in weit größerem Umfang vor allem die Technik- und Naturwissenschaften. Wenn das Wissenschaftssystem zukunftsfähig werden soll, braucht es diese Dialoge mit der Öffentlichkeit. Der Beitrag für die Gesellschaft zeigt sich vor allem in lokalen Kontexten. Meine Vision besteht darin, dass sich Hochschulen und Universitäten zukünftig nicht bloß an Internationalisierungsstrategien ausrichten, sondern noch viel intensiver als bisher mit ihren Umwelten verzahnen, sich durchlässiger machen und vor Ort zu echten Transformationen anregen. Wissensproduktion sollte kein Selbstzweck sein, sondern immer wieder an reale Probleme, AkteurInnen und Interessen rückgekoppelt werden. Nicht zuletzt müsste sich das intensiv in der Lehre abbilden. Studierende sollten sich nicht allein auf ihr ‚Studienfach‘ konzentrieren. Schließlich sind sie das Scharnier zwischen Theorie und (späterer) Praxis. Der Beitrag Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften sollte daher auch in einer Abkehr

von der ausschließlichen Orientierung an der Prämisse ‚Employability‘ bestehen und stattdessen in der Vermittlung ethischer Grundwerte und einer Haltung der Verantwortung innerhalb des jeweiligen Studienfeldes liegen. Ansätze dafür gibt es bereits viele, woran es indes mangelt, ist der Mut vieler Hochschulleitungen vom Mainstream abzuweichen und statt einer Unternehmenszentrierung eine Gemeinwohlorientierung konsequent in den Mittelpunkt ihrer Zukunftsvisionen zu rücken.

Annette Treibel: Wissenschaft soll und darf sich von Nicht-Wissenschaft unterscheiden, muss sich aber in wachsendem Maße kritische Fragen über ihre gesellschaftlichen Funktionen gefallen lassen. Die Steuerzahlerin, um bei Deinem Bild zu bleiben, ist eine widersprüchliche Instanz. Einerseits lässt sie sich in ihrem kritischen Urteil, gerade über Gesellschaftswissenschaften, nur ungern irritieren. Andererseits fordert sie mehr Sichtbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse ein. An diesem Widerspruch setze ich an. Ich plädiere dafür, selbstbewusst davon auszugehen, dass es eine beträchtliche Nachfrage nach Wissen über soziale Prozesse gibt. Dass dieses Wissen in sich disparat ist, kann man der Steuerzahlerin ruhig zumuten. Für mich liegt der zentrale Beitrag, den Öffentliche Gesellschaftswissenschaften für die Gesellschaft leisten können, weniger in der Gemeinwohlorientierung als in ihrem reflexiven und aufklärerischen Nutzen. Andere Perspektiven anbieten, zur Versachlichung beitragen, Erregungsdiskurse abkühlen, Forschungsbefunde (selbst-)kritisch auf ihre praktischen Implikationen hin befragen, irritieren – für diese konkreten Tätigkeiten außerhalb von Hochschulen sind die Hochschulen selbst das erste Übungsfeld. Die Arbeitsbeziehungen und -verhältnisse der Forschenden, Lehrenden und Studierenden haben nichts Elfenbeinturm-mäßiges an sich, sondern sind mit Ressourcenverknappung, Modularisierung, Rankings, Evaluationen, Balancen von Kooperationen und Konkurrenzen unmittelbarer Bestandteil der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Mit dem Training als Öffentliche Gesellschaftswissenschaftlerin hat man, so möchte ich es umdrehen, bei den Aushandlungen in kollegialen und administrativen Öffentlichkeiten des akademischen Lebens möglicherweise gar einen Vorteil.

4. *Welche Formate zur praktischen Umsetzung von Öffentlicher Gesellschaftswissenschaft hältst Du für besonders geeignet?*

Annette Treibel: Es gibt Platz für zahlreiche und sehr unterschiedliche Formate Öffentlicher Gesellschaftswissenschaft: Für das Feuilleton, für die Bürger-Foren, für Interviews und Beirats-Tätigkeiten, von Fall zu Fall gar für die Partisanen-Variante. Welches Format die einzelne Wissenschaftlerin oder der einzelne Wissenschaftler bevorzugen, hat mit den jeweiligen Sozialisationen, Erfahrungen, Anerkennungs-

modalitäten und ihrem wissenschaftlichen und politischen Selbstverständnis zu tun. Plakativ gesagt, sind die Entscheidungen für und wider bestimmte Formate eine Typ-Frage. Insofern möchte ich keine generelle Empfehlung für dieses oder jene Format aussprechen. Öffentliche Gesellschaftswissenschaft lebt von der Vielfalt der Stimmen, Perspektiven und Interventionen. Für mich persönlich erlebe ich zum einen Vorträge für nicht-fachliche Publika mit anschließender ausgiebiger Diskussion und zum anderen ausführliche Interviews, in denen ich einen Gedanken auch entwickeln kann, als besonders stimmig.

Stefan Selke: Zunächst bin auch ich davon überzeugt, dass Öffentliche Gesellschaftswissenschaften eine sehr starke Persönlichkeitsdimension beinhalten, d. h. nur wenige WissenschaftlerInnen werden sich auf eine authentische und bewusste Art und Weise für eine konsequente Richtungsänderung entscheiden. Empirische Studien aus Großbritannien zeigen diese Limitierung deutlich auf: Öffentliche Wissenschaft ist eine Persönlichkeitsfrage. Das Plädoyer für heterogene Formate würde ich unterschreiben, gleichzeitig aber vor Beliebigkeit warnen. Sicher wird es nicht allen Öffentlichen GesellschaftswissenschaftlerInnen gelingen, das gesamte Spektrum auszuschöpfen, auch wenn es beeindruckende Vorbilder dafür gibt, wie etwa die Praxis des Öffentlichen Geographen Rob Kitchen aus Irland, der in einem Projekt über Gentrifizierung gleich zehn verschiedene Formate (vom Roman über einen Blog bis hin zu einer Fernsehdokumentation und mehreren Zeitungsbeiträgen usf.) nutzte. Im Normalfall aber werden sich auch hier die Gegenstandsangemessenheit und die örtlichen Potenziale als Begrenzungen in der Praxis erweisen. Es macht einen großen Unterschied, ob man (wie in meinem Fall) Projekte mit SeniorInnen in ländlichen Regionen durchführt oder Projekte in der digitalen Start-up-Szene einer Großstadt. Meiner Erfahrung nach legt erst die Glaubwürdigkeit des Forschenden die Grundlage für die erfolgreiche Nutzung angemessener Formate in der Praxis. Die Menschen merken schnell, ob sie nur beforscht werden oder ob man gemeinsam mit ihnen forscht. Gleichzeitig zeigt sich hier auch eines der grundlegenden Dilemmata Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften. Das Dilemma der Komplizenschaft ist der Mangel an Zeit. Die langsame Annäherung an die Lebenswelten, der Aufbau von Vertrauen, das Entdecken einer gemeinsamen Sprache und einer verbindenden Fragestellung braucht vor allem Zeit – Zeit, die im vorherrschenden akademischen Gratifikationssystem, das auf der raschen Abfolge von Betriebsamkeit basiert, nicht vorhanden ist. Karrierezeit und Engagementzeit widersprechen sich fundamental. Deshalb gibt es mehr brauchbare Formate als Kontexte, in denen diese brauchbaren Formate auch eingesetzt werden können. So attraktiv organische und performative Formen Öffentlicher Wissenschaft sind, so widersprüchlich ist deren Nutzung. Persönlich setze ich auf handlungsleitende

Geschichten, die im Kontext eines transmedialen Storytelling-Ansatzes verbreitet werden. Geschichten sind für mich *das* Format, um die Dominanz einer von ExpertInnen betriebenen effektiven Informationsvermittlung zu brechen und zu einer zeitgemäßen affektiven Informationsgestaltung zu gelangen. Geschichten sind zudem das geeignete Format, um Dialoge und Debatten zu initiieren – und das Potenzial dieses Formats ist noch nicht einmal im Ansatz ausgeschöpft.

5. *Wie unterscheidest Du die Umsetzung Öffentlicher Gesellschaftswissenschaft in Lehre, Forschung und darüber hinaus in gesellschaftlichem Engagement?*

Stefan Selke: Ich bin ja bereits auf die richtungweisenden *New Public Social Sciences* eingegangen und habe daraus die Triade aus Lehre, Forschung und Engagement abgeleitet. In der Lehre wird es zunehmend darum gehen, Wissen über alternative Publikations- und Präsentationsformate einzuspeisen. Einerseits geht es darum, Studierende als erste Öffentlichkeit ernst zu nehmen. Aber Studierende sind eben auch zukünftige Multiplikatoren. Wenn es also in der Lehre möglich ist, ungewöhnliche Formen der Wissensdokumentation und -adressierung zu erproben, dann entspricht dies dem Ansatz Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften. Ich denke vor allem an ein breit ausgebautes Studium generale, Studium integrale oder ein General Study Program, ich denke an Formate des selbstverantwortlichen, problemzentrierten und experimentellen Lernens und ich denke an neue Schreibformate. Was spricht dagegen, einmal ein Theaterstück anstatt einer der üblichen Hausarbeiten zu schreiben – und vielleicht sogar mit örtlichen Theatermachern umzusetzen? Dies alles wird sich aber nur dann realisieren lassen, wenn die Idee der gesellschaftlichen Verantwortung auch auf der Governance-Ebene von Hochschulen ernst genommen wird. Studien- und Prüfungsordnungen müssen dafür flexibler werden, das Denken in Fakultätsgrenzen und Studiengängen um eine übergreifende Dimension erweitert werden. In der Forschung müssen zwei Ebenen unterschieden werden. Erstens die Sensibilisierung von Forschenden für die Öffnung des Wissenschaftssystems auf einer Meta-Ebene und zweitens die forschende Erprobung neuer Formate des Ko-Designs von Wissenschaft und der Ko-Produktion von Wissen. Einige der Beiträge dieses Bandes zielen in genau diese Richtung. Hierbei ist jedoch vor übertriebenen Optimismus und einem impliziten Normativismus zu warnen, der das Projekt der Öffnung gleich wieder zunichtemachen würde. Der Beitrag Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften als gesellschaftliches Engagement ist eigentlich eine Querschnittsaufgabe. Sie speist sich aus Beiträgen der Lehre, der Forschung und eben der Governance von Hochschulen. In diesen Bereichen wird es erst einmal darum gehen, eine neue Sprache zu entwickeln, die hilft, die

zukünftigen Problembeschreibungen angemessen in den Blick zu nehmen, anstatt die bisherigen Werte und Haltungen des Wissenschaftssystem zu reproduzieren.

Annette Treibel: Die Studierenden, da gehe ich mit, sind unsere erste Öffentlichkeit und spätere Multiplikatoren. In welcher Weise sie Wissenschaft leben werden, können wir als Lehrende und Forschende nicht wissen. Jedoch sind wir dafür verantwortlich, in welcher Weise die Studierenden während ihres Studiums mit Wissenschaft zu tun haben. In der Befähigung zum wissenschaftlichen Arbeiten, in der Einübung soziologischer Perspektiven, in der Auseinandersetzung über Seminarinhalte, in der Einbeziehung aktueller gesellschaftspolitischer Entwicklungen und in der pluralistischen, kritischen Umsetzung und Diskussion unterschiedlicher Forschungszugänge sehe ich meine zentralen Aufgaben in der Lehre. Aus zeitlichen und aus grundsätzlichen Erwägungen würde ich jedoch davon Abstand nehmen, bestimmte Formate Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften in die Lehre zu integrieren. Ich sähe mich außerstande, alternative Formate wie einen Science Slam oder ein Theaterstück adäquat zu betreuen und zu bewerten. Dies schließt jedoch nicht aus, die Studierenden auf solche Formate und die Diskussion über Öffentliche Gesellschaftswissenschaften aufmerksam zu machen. Erfahrungsgemäß sind zahlreiche Studierende, insbesondere diejenigen, welche politische und praktische Relevanz von Wissenschaft einfordern, offener für diese Entwicklungen als manche Kollegen. In der Forschung hat ein breiterer Diskurs zu Öffentlichen Gesellschaftswissenschaften in den letzten Jahren begonnen. In ihm sehe ich die alten methodologischen Kämpfe unter neuen Vorzeichen revitalisiert: Theorie und Praxis, Grundlagenforschung und Anwendungsorientierung, Positivismus und Kritische Theorie, Distanz und Engagement. Bei allen *Déjà-vus* zeigt die Breite der Diskussion den Bedarf an gesellschaftspolitischer Selbstvergewisserung von Wissenschaft.

6. *Ist Öffentliche Gesellschaftswissenschaft für Dich eher an persönliche Motive gebunden oder gibt es fördernde Institutionen und Strukturen?*

Annette Treibel: Nach meiner Beobachtung spielen beide Aspekte eine Rolle, wenn auch für die jeweiligen Öffentlichen GesellschaftswissenschaftlerInnen mit unterschiedlicher Gewichtung. Der disziplinäre, nationalgesellschaftliche und internationale Kontext gibt eine wichtige Rahmung ab. So macht es sicherlich einen Unterschied, ob ich als Migrationsforscherin in einem ‚alten Einwanderungsland‘ wie den USA oder in einem ‚neuen Einwanderungsland‘ wie Deutschland tätig bin. Im ersten Fall kann ich auf die Vertrautheit einer breiten Öffentlichkeit mit so etwas wie Migrationsforschung setzen, muss vielleicht aber auch mit Überdruß

rechnen. Im zweiten Fall habe ich den Nachteil, dass Migrationsforschung lange Zeit nicht wahrgenommen wurde, und nun den zwiespältigen Vorteil, dass es mit der flüchtlingspolitischen Krise eine Explosion der Nachfrage nach Expertise gibt. Für mich stellt diese Konstellation insgesamt eine positive Fügung dar. Durch die vielfältige Erfahrung mit fachlichen und außerfachlichen Interessen an der Thematik über mehr als drei Jahrzehnte sowie ein fachliches Standing aus einer Etablierten-Position heraus sehe ich mich in der Lage, in aufgeregten Settings unaufgeregt zu agieren und damit hohe Resonanz zu erzielen. Dass mein Fach zeitgleich Initiativen wie „DGS goes public“ startete und ich 2012 die Möglichkeit hatte, mich für die DGS in der Startphase des Projekts „SozBlog“ als Bloggerin zu erproben, waren und sind für mich Strukturen, durch die ich mich unterstützt sehe. Solche Programme sind für mich Indikatoren der Normalisierung und Institutionalisierung von Öffentlicher Gesellschaftswissenschaft, die für mich den nach wie vor bestehenden Legitimierungsdruck verringern.

Stefan Selke: Die Möglichkeit, als Blogger Teil des Projekts „SozBlog“ zu sein, hat auch mich beeindruckt, allerdings sehe ich darin keine Indikatoren in Richtung Normalisierung oder Legitimierung. Instruktiv fand ich dabei eher auch die Kritik am Format, weil sie zeigt, an welchen Widerständen man noch wachsen kann. Bei mir standen persönliche Motive im Vordergrund und sie treiben mich noch immer an. Zwar haben sich diese Motive aufgrund meiner biografischen Stationen eher zufällig entwickelt, aber sie sind eben ausschlaggebend dafür, dass für mich Öffentliche Gesellschaftswissenschaft vor allem eine Frage der Haltung ist. Und diese Haltung lässt sich nur schwer institutionalisieren. Ich würde mir also nicht unbedingt wünschen, Öffentliche Wissenschaft zu institutionalisieren. Gleichwohl sehe ich den dringenden Bedarf, geschützte Räume einzurichten, in denen sich gerade NachwuchswissenschaftlerInnen über Potenziale und Pathologien Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften informieren können, in denen sie sich coachen lassen können und innerhalb derer sich neue Bezugsgruppen für den Erfahrungsaustausch bilden. Ich möchte nochmals daran erinnern, dass eine Reform, die die Reformierten nicht verstören soll (Michael Burawoy) niemals zu einem institutionellen Wandel beitragen wird. Ich würde also eher auf unterstützende Maßnahmen wie Symposien, Workshops, Zusammenarbeit mit Stiftungen und letztlich auch Selbstorganisation setzen, anstatt mit einer Top-Down-Lösung die Verankerung neuer Ansätze anzustreben. Mit der Einrichtung des Public-Sociology-Lab (<http://www.public-sociology-lab.de>), auf dem man sich über praktische Erfahrungen – in diesem Fall mit Öffentlicher Soziologie – austauschen kann, möchte ich einen Beitrag zu dieser Selbstorganisation leisten.

Dilemmata und Risiken

7. Welches sind für Dich die zentralen Dilemmata Öffentlicher Gesellschaftswissenschaft – insbesondere auch aus der Perspektive von NachwuchswissenschaftlerInnen?

Stefan Selke: Ich sehe zwei Dilemmata, die sich beide auf eine noch fehlende Legitimation progressiver Wissenschaftsmodelle zurückführen lassen. Erstens der Gegenwind derjenigen, die eher keine Öffnung ihrer Disziplinen möchten und stattdessen lieber im disziplinären Bunker verharren. Vor diesem Hintergrund ist es sträflich, denjenigen, die sich in die Öffentlichkeit (z. B. der Medien) begeben, Lust auf Popularisierung oder gar Narzissmus vorzuwerfen. Psychoanalytisch betrachtet sind stattdessen diejenigen Narzissten, die sich abschotten, weil sie Angst vor Kritik an ihrer Arbeit und damit vor möglichen Kränkungen haben. Wer sich selbst und seine Arbeit nicht öffentlich vorstellt und stattdessen auf ein „Recht auf Unverständlichkeit“ und gar ein „Recht auf Geheimnisse“ beharrt, erweist sich als eigentlicher Narzisst. Aus diesem Dilemma gegenseitiger Vorwürfe müssen wir entkommen, um zu einem produktiven Wechselverhältnis zwischen denen zu gelangen, die „business as usual“ betreiben und jenen, die einfach Lust haben und einen Sinn darin sehen, Neues zu wagen. Das erste Dilemma betrifft vor allem diejenigen, die schon öffentlich wirksam sind. Das zweite Dilemma ist hingegen eines, das vor allem Nachwuchswissenschaftler betrifft, die vor kontingenten Entscheidungen stehen. Neben Popularisierungsverdacht, Trivialisierungs- und Instrumentalisierungsängsten sowie der Angst vor dem Verlust der Deutungshoheit für das Soziale, erscheint mir viel bedeutender, dass es noch an Experimentierräumen und angemessenen Gratifikationssystemen fehlt. Der Basiskonflikt ist einer zwischen Engagementzeit und Karrierezeit. Den Anerkennungswünschen innovativer (aber zeitaufwendiger) Formate Öffentlicher Wissenschaft stehen Aberkennungsängste gegenüber der eigenen *scientific community* gegenüber. Eine der Ursünden Öffentlicher Soziologie ist gerade das engagierte Einmischen in öffentliche Angelegenheiten, das reflexartig als unwissenschaftlich etikettiert wird. Die Abwertung der Forschungsergebnisse wären vermutlich die Folge, und somit verminderte Karrierechancen. Öffentlichkeitsorientierte Lehre und Forschung als neue soziale Praxis hinterlassen wenig erkennbare und karrieretaugliche Spuren und sind nicht innerhalb der üblichen akademischen Anerkennungsrituale zu verwerten. Zwischen lokalem Engagement und globalem Zitierrecho existiert nur ein schmaler Korridor. Abschließend möchte ich noch auf ein ganz grundlegendes Dilemma hinweisen, die Übertheoretisierung Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften. Ich sehe die Gefahr, dass Öffentliche Wissenschaft zwar auf einer Meta-Ebene als Untersuchungsgegenstand anerkannt

wird, gleichzeitig aber nur über diese Programmatik gearbeitet wird (historisch, theoretisch, diskursiv), anstatt die Programmatik in die Praxis umzusetzen und zu erproben. Diese Übertheoretisierung würde sich leicht aus der Logik des bestehenden Wissenschaftssystems heraus erklären lassen, denn deren Ergebnisse sind ja selbst wieder karrieretauglich sichtbar zu machen.

Annette Treibel: Im Raum der Öffentlichen Gesellschaftswissenschaften sind (noch) viel Platz und (noch) viel strukturelle Offenheit. Ob sich hier eine Lager- oder Schulenburg herauskristallisiert wird, ist derzeit nicht abzusehen. Du würdest vermutlich genau eine solche Entwicklung vehement ablehnen, wie Du es in Deinem Statement von der Übertheoretisierung markierst. Aus meiner Sicht weist eine mangelnde Lager- oder Schulenburg neben den Dilemmata, die Du benannt hast, auf ein weiteres Dilemma der Öffentlichen Gesellschaftswissenschaften hin. Während diejenigen, die ‚drin‘ sind, wissen, was sie da tun und vielleicht eine Subdifferenzierung in Schulen gerade *nicht* wollen, ist eine Einschätzung von ‚außen‘ schwierig, wenn die Schubladen fehlen. Die bisherige Offenheit der Gesamtveranstaltung – eigentlich ein Pluspunkt – sehe ich deshalb karrierestrategisch für die jüngeren Wissenschaftlerinnen als möglichen Minuspunkt. Die Andockmanöver an etablierte Theorien und Methoden wären dann nicht nur eine Art Opfer an den Wissenschaftsbetrieb, sondern strategisch geboten und gemäß der Mechanismen etwa von Berufungskommissionen vernünftig. Im Übrigen sind Öffentliche Gesellschaftswissenschaften eben auch und nicht zuletzt *Wissenschaften*. Die Jüngeren wollen sich im Rahmen ihrer tertiären Sozialisation an Hochschulen oder anderen Institutionen als *WissenschaftlerInnen* einen Namen machen. Die Älteren können da freier aufspielen: Ihnen ist es vielleicht ein Anliegen, in ihrer quartären Sozialisation stärker öffentlich zu agieren und sich in neuen sozialen Feldern zu erproben.

8. *Welche Kritik an Öffentlicher Gesellschaftswissenschaft ist Dir bislang begegnet und wie reagierst Du darauf?*

Annette Treibel: Die kritischen Stimmen gegenüber (m)einem Agieren als Öffentliche Gesellschaftswissenschaftlerin nehme ich als Skepsis und Vorbehalte wahr. Sie werden ausschließlich von diejenigen KollegInnen vorgebracht, die sich mit ihren wissenschaftlichen Befunden selbst nicht oder sehr selten in außerfachlichen Öffentlichkeiten bewegen. Dort begegnen mir dann Äußerungen wie „Dass Du das machst ... ich könnte und wollte das nicht“; „das Risiko, von der falschen Seite vereinnahmt zu werden, wäre mir zu groß“; „die ganze Komplexität von Wissenschaft versteht man außerhalb doch gar nicht“; „das endet in Missverständnissen, die man

nicht aufklären kann“. Am Ende laufen die Distanzbekundungen auf das Statement hinaus: „Da kann man doch nur verlieren – und ich verstehe nicht so ganz, was es dir bringt. Aber es scheint dir ja auch Spaß zu machen.“ Unausgesprochen spielt hier wohl auch der Vorwurf der Eitelkeit eine Rolle. In meinen Reaktionen fällt es mir nicht schwer, auf die Vorbehalte einzugehen, da ich diese Debatten auch immer wieder mit mir selbst führe: „Was bringt es, und was kostet es?“ Für mich überwiegen Nutzen und Freude an den Begegnungen in heterogenen sozialen Feldern und die Überzeugung, dass soziologische Perspektiven in den gesellschaftspolitischen Debatten aufklärerisch wirksam sind. Zuweilen sind sie gar ‚therapeutisch‘ wirksam, wenn Menschen, die alles sehr stark persönlich nehmen, sich durch die Betrachtung struktureller Faktoren entlastet fühlen.

Stefan Selke: Bei der Kritik, die ich bislang wahrgenommen habe, ist kaum unterscheidbar, ob es sich um Kritik an meiner Person oder um Kritik an dem von mir vertretenen Ansatz Öffentlicher Soziologie handelte. Nachdem ich auf dem letzten Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie beim Abendprogramm einen Science Slam aufführte, hörte ich Kommentare wie: „Ich könnte das nicht“. Das Missverständnis liegt darin, dass dies ja auch niemand verlangt. Entweder man hat Spaß an diesen Formaten oder man lässt es sein. Dafür aber im Umkehrschluss denjenigen, die sich darauf einlassen, implizit oder explizit Unseriosität vorzuwerfen, zeugt im besten Fall von Kleingeistigkeit. Hierbei schwingt immer eine Form von Basiskritik mit, die bei Lichte betrachtet eigentlich vollkommen unnötig ist: Wenn etwas öffentlich gut funktioniert, steht es sofort unter dem Verdacht der Nicht-Wissenschaftlichkeit. Dieser Verdacht wurde mir gegenüber z. B. als Ideengeber für das Themenjahr „Öffentliche Wissenschaft“ bei der Schader-Stiftung aus mehreren Richtungen geäußert. Die Grundkritik hierbei lautete, dass der Begriff zu unspezifisch sei – übrigens einer der Gründe dafür, diesen Sammelband in Angriff zu nehmen. Leider wird diese Form der Kritik eher als ‚Totschlagargument‘ derer benutzt, die lieber alles beim Alten lassen wollen. Die Suche nach der unbekanntem Insel (so der Titel einer schönen Geschichte des Literaturnobelpreisträgers José Saramago) beginnt eben damit, noch nicht genau zu wissen, wo diese Insel liegt, dennoch aber in See stechen zu wollen. Sonst wäre die unbekanntem Insel ja nicht unbekannt. Ich meine mich zu erinnern, einmal gelernt zu haben, dass Wissenschaft im Prinzip genau diese Suchbewegung beinhalten sollte.

9. *Welche persönlichen Risiken sind für Dich mit Öffentlicher Gesellschaftswissenschaft verbunden und wie begegnest Du diesen?*

Stefan Selke: Meine intensivsten Erfahrungen mit Risiken machte ich im hochemotional aufgeladenen Feld der Tafelforschung. Im Verlauf meiner Arbeit wurde ich immer stärker als „Tafelkritiker“ wahrgenommen. Einerseits merkte ich schnell, wie ich dabei von den Wohlfahrtsverbänden instrumentalisiert wurde, die selbst keine laute Kritik äußern wollten und denen daher jemand gelegen kam, der diese (ausgelagerte) Rolle des Kritikers übernehmen konnte. Als ich das bemerkte, stoppte ich alle Vorträge in diesem Umfeld. Zweitens wurde ich zeitweise intensiv bedroht – aus Tafelkreisen hagelte es nicht nur Beleidigungen und Verleumdungen, sondern auch schlimme Drohungen gegen Leib und Leben. Ich habe dies stets als Preis für den Erfolg angesehen, einen Beitrag zu einer notwendigen öffentlichen Debatte zu leisten. Beleidigungen („Schwachsinn“, „Unsinn“ ...) bei Podiumsdiskussionen kommen recht häufig vor und gehören teils zur dramaturgischen Inszenierung. Besser man hat hier ein dickes Fell – nichts für Leute, die schon gekränkt sind, wenn man ihnen nicht genügend Redezeit zugesteht. Das alles ist unangenehm, aber nicht wirklich ein Risiko. Das eigentliche Risiko besteht darin, Teil einer Übergangskohorte zu sein, die sich dadurch auszeichnet, dass das alte Wissenschaftsverständnis noch zu dominant und das neue noch nicht verbreitet genug ist. Wer als Mitglied dieser Übergangskohorte dennoch aktiv Öffentliche Wissenschaft betreibt, muss mit massiven affektiven Reaktionen rechnen. Die einzig angemessene Reaktion darauf ist die, Karriere als persönliche Entwicklung und nicht als „kopierte Existenz“ (Niklas Luhmann) zu verstehen.

Annette Treibel: Wenn ich Dich richtig verstehe, siehst Du das eigentliche Risiko eher intern in den Fachdiskursen (mangelnde Anerkennung als Mitglied einer Übergangskohorte) als extern in der medialen und politischen Öffentlichkeit, wo es eben rau und stürmisch zugehen kann, wenn man sich aus dem Fenster lehnt – für Dich unangenehm, aber kein wirkliches Risiko. Bei mir verhält es sich nahezu umgekehrt. Für mich sind die Öffentlichen Gesellschaftswissenschaften ein Spielfeld, das ich in den letzten Jahren betrete habe, das ich aber nicht mit solcher Verve verfolge, wie Du es tust. Zumindest zum gegenwärtigen Zeitpunkt ist die Öffentliche Soziologie für mich etwas, das dazukommt – und nicht wie bei Dir mit den New Public Sciences der Kristallisationspunkt, für den Du ‚brennst‘. Ich sehe mich weder inhaltlich noch generationell in einer Übergangskohorte und auch nicht in riskanten Anerkennungskämpfen. Also: kein Risiko für mich im Fach, sondern vielleicht sogar ein Reputationsgewinn. Und öffentlich? Die Anfeindungen aufgrund meiner integrationspolitischen Stellungnahme, die ich in meinem Artikel für die-

sen Band beschrieben habe, haben mich zunächst sehr getroffen. Im Gegensatz zu KollegInnen, die Hassmails ‚einfach wegklicken‘, habe ich sie mir angesehen und habe diejenigen Mails, die eindeutige Beleidigungen und Drohungen enthielten, zur Anzeige gebracht. Zusätzlich habe ich aufgrund von Medienberatungen den Schluss gezogen, das Risiko weiterer und drastischerer Beleidigungen und wirklicher Angriffe zu mindern, indem ich auf mögliche Talkshowauftritte verzichte. Unsere Statements als Öffentliche GesellschaftswissenschaftlerInnen dienen den Medien vor allem als Material – für mich sind die Mails und Postings, die mich betreffen, ebenfalls Material. Es sagt weniger über mich als über die AbsenderInnen aus – über ihr Bild von Wissenschaft und insbesondere von WissenschaftlerInnen.

Persönliche Grenzen und Zielsetzungen

10. Worin liegen für Dich persönlich die Grenzen Öffentlicher Gesellschaftswissenschaft?

Annette Treibel: Mit Blick auf die aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen auf nationaler, internationaler und globaler Ebene wird die Nachfrage nach Öffentlicher Gesellschaftswissenschaft steigen. In Zeiten der sogenannten postfaktischen Gesellschaften, in denen Daten, komplexe Zusammenhänge und wissenschaftliche Befunde nicht mehr zu zählen scheinen, sollte man meines Erachtens verstärkt genau in diesen Bereichen tätig werden. Das Risiko, in unfreundlichen oder auch hasserfüllten Mails als „Geschwätzwissenschaftlerin“ bezeichnet zu werden, bleibt. Sich wegen solcher Reaktionen nicht zu äußern, ist für mich keine Option. Allerdings sind es bislang noch zu wenige, die die Hochschul-, Instituts- und Kongresswelten verlassen und sich den Winden der gesellschaftlichen Wirklichkeiten aussetzen. Auf Dauer lastet das große öffentliche Interesse an gesellschaftswissenschaftlicher Expertise in ihrer ganzen Breite auf zu wenigen Schultern. Hier sehe ich Grenzen der individuellen Belastbarkeit: zeitlich und energetisch. Um das Für und Wider einer Praxis Öffentlicher Gesellschaftswissenschaft nicht zu einer rein individuellen Entscheidung zu machen, braucht es Möglichkeiten des Austauschs, des Trainings etwa im Umgang mit Medien und weitere Ressourcen im Bereich der Hochschulen, Institute und Fachdisziplinen. So würde sichtbar, dass sich die wissenschaftlichen Institutionen selbst in der Verantwortung für mehr Öffentliche Gesellschaftswissenschaft sehen.

Stefan Selke: Dem Postfaktischen setze ich erzählerische Wahrheit gegenüber. Es gab wohl noch nie eine faktische Gesellschaft, somit ist das Postfaktische eigentlich der Normalzustand. Das gilt auch für die zahlreichen Beispiele aus den unterschiedlichsten Wissenschaften. Das Verlangen nach Objektivität und Wahrheit hat sich immer wieder als eine nicht einlösbare Utopie erwiesen. Ich würde also das Faktische und das Fiktionale niemals als unversöhnliche Gegensätze betrachten, sondern als Pole eines Kontinuums. Wir brauchen definitiv mehr qualifiziertes „Geschwätz“, wir nennen es eben Dialog. In Zeiten, in denen wir – auch wir WissenschaftlerInnen – vermehrt nur noch mit denen reden, die wir kennen und mögen, ist es umso wichtiger, Dialoge zu eröffnen und zu fördern. Die Grenzen Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften sehe ich an ganz anderer Stelle. Dort, wo sich die Logik der Betriebsamkeit und der Messbarkeit auch in die Programmatik und Projekte Öffentlicher Gesellschaftswissenschaften hineinschleicht. Dort, wo es beim bloßen Name-Dropping, z. B. im Rahmen von Forschungsanträgen bleibt, weil es eben gerade normativ erwünscht ist oder sich sonstwie ‚gut macht‘. Meist ist damit wenig Substanz verbunden und auf lange Sicht kann es zu einer inflationären Wirkung kommen. Das größte Risiko geht also paradoxerweise davon aus, dass alle über den Begriff einer Öffentlichen Wissenschaft reden, dieser aber semantisch promisk bleibt und ohne konkrete Handlungsfolgen als rein rhetorische Absichtsbekundung genutzt wird. Es wäre nicht das erste Mal, dass so etwas passiert.

11. Welche Ziele verfolgst Du in den nächsten Jahren im Bereich Öffentlicher Gesellschaftswissenschaft?

Stefan Selke: Ich verfolge drei Ziele. Erstens möchte ich weiterhin lokale Projekte mit BürgerInnenbeteiligung durchführen, die ich als „konsultative“ Forschung bezeichne, weil hier der Ratschlag von Akteuren der Zivilgesellschaft eingeholt und berücksichtigt wird. Zweitens möchte ich für mehr Permeabilität in der Lehre sorgen. Es leuchtet mir nicht wirklich ein, warum Lehrveranstaltungen meist hermetisch nach Studiengängen geplant sind und warum hier keine Öffnung in Richtung außerakademischer Interessierter erfolgen kann. Mein zukünftiges Hauptprojekt sind jedoch narrative Schreibformate in der Soziologie, also die Synthese von Analyse und Narrativität. Die Zielsetzung besteht darin, fiktionales Schreiben als komplementäre Forschungspraxis über Disziplingrenzen hinweg zu legitimieren. Grundlage dafür wird eine Rekonstruktion historischer Vorlagen und die Erarbeitung eines theoretischen Rahmens sein. Ziel sollte es sein, ein bislang nur in Umrissen existierendes Angebot soziologisch informierter und zugleich erzählter Sachbücher – vielleicht auch als neues Verlagssegment in klassischen Wissenschaftsverlagen – zu etablieren. Da gerade Soziologie als „dritte Kultur“

(Lepenies) zwischen empirisch fundierter Reflexion und ästhetisch anspruchsvoller Präsentation gilt, liegt der Fokus auf fiktionalem Schreiben im Kontext Öffentlicher Soziologie. Gerade die Soziologie bleibt bislang noch weit hinter ihren ästhetischen und kommunikativen Möglichkeiten zurück. Hierbei geht es nicht um eine Soziologie des Fiktionalen, sondern um die Förderung der aktiven Produktion einer „Prosa der Existenz“ (Max Weber) durch SoziologInnen selbst: Fiktion als Soziologie. Fiktionales Schreiben in einer empirischen und analytischen Wissenschaft – das klingt nach Widerspruch und Tabubruch. Aber eigentlich knüpfe ich damit nur an das „goldene Zeitalter der Narrativität“ an und übertrage narrative und dramaturgische Prinzipien, die sich in vielen Bereichen – vom Marketing bis zum Management – bereits etabliert haben in die Soziologie. Damit möchte ich dazu beitragen, das Versprechen einer Öffentlichen Soziologie einzulösen, d. h. neue Publika zu erreichen. Es geht darum, Texte mit einer alternativen kulturellen Position als Forschungswerkzeug in die Soziologie einzuführen und zu erproben. Narrative Texte, so meine These, ermöglichen beim Leser Kontingenzerfahrungen und regen zum Nachdenken an. Sie sind eine Form erweiterter Dialoge und können im besten Fall handlungsleitend sein. Und um diese transformative Dimension geht es letztlich doch bei Öffentlicher Wissenschaft.

Annette Treibel: Gemäß meiner Einschätzung, dass es diesbezüglich eine erhebliche Nachfrage gibt, möchte ich der soziologischen Perspektive zu mehr Resonanz in der Öffentlichkeit verhelfen. Ob ich mich mit Statements zu Migration oder Gender etwa in Wahlkämpfe einmische, mich an ein Hörbuch zur Soziologie setze oder eine öffentlichkeitsstaugliche Machttheorie entwerfe, ist derzeit nicht entschieden. Fiktion als Soziologie wie bei Dir wird es wohl nicht werden. Fest steht, dass wir beide gerne schreiben und für unsere Formate – ob im Team oder einzeln – ausreichend Platz im Raum der Öffentlichen Gesellschaftswissenschaften ist.

Wie viele Autorinnen und Autoren dem Aufruf zu diesem Sammelband gefolgt sind, zeigt dieses Buch. Wenn Sie als Leserinnen und Lesern Kritik äußern möchten, Anregungen haben oder sich ebenso wie wir über die Substanz und das Anregungspotential für Öffentliche Gesellschaftswissenschaften in den nun folgenden Beiträgen freuen, lassen Sie es uns wissen.



I Verortungen

Öffentliche Wissenschaft, Wissenschaftskommunikation & Co.

Zur Kartierung zentraler Begriffe in der Wissenschaftskommunikationswissenschaft

Stefan Bauernschmidt

Zusammenfassung

In diesem Beitrag rücken diejenigen drei Begrifflichkeiten in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, die den kommunikativen Raum zwischen Wissenschaft und Gesellschaft gedanklich abzustecken suchen: Öffentliche Wissenschaft, Wissenschaftspopularisierung und externe Wissenschaftskommunikation. In komparativer Zusammenschau dieser Begriffe zeigen sich deren Besonderheiten, und es wird deutlich, dass unterschiedliche Vorstellungen von Öffentlichkeit, von Wissenschaft und unterschiedliche Auffassungen des kommunikativen Geschehens wie auch unterschiedliche Kommunikationsmodelle in Verwendung sind. Deren differente Kombination führt zu einer andersartigen Ausgestaltung des jeweiligen Begriffs. Daher ist die Etablierung eines terminologischen Tableaus, in dem die drei Begriffe nach Inhalt und Umfang aufgeschlüsselt dargestellt sind, Ziel des vorliegenden Beitrags.

Schlüsselbegriffe

Wissenschaftskommunikationswissenschaft, Externe Wissenschaftskommunikation, Öffentliche Wissenschaft, Wissenschaftspopularisierung, Kommunikationsbegriffe und -modelle, Öffentlichkeitsbegriffe, Wissenschaftsverständnis

1 **Begriffsvielfalt in der externen Wissenschaftskommunikation: Babylon ist überall**

PUS, PUST, PUSTE, PUSH, PUR, PCST, PCSS, PAS, PES, PEST, WiD, Citizen Science, Expository Science, Open Science, Public Science, Science Popularization, Science Communication: all diese Ausdrücke, Abkürzungen und Akronyme rufen bei verschiedenen Akteuren unterschiedliche Assoziationen hervor. Für die einen bezeichnen sie mannigfaltige Aktivitäten, denen Wissenschaftsjournalisten, -manager oder auch Wissenschaftler selbst nachkommen, um differenziert diverse Öffentlichkeiten nicht nur über Wissenschaft im Allgemeinen bzw. über die jeweils eigene Disziplin und deren Forschungsergebnisse zu informieren oder aufzuklären, sondern sogar bei der Wissensproduktion, -distribution und der Abschätzung möglicher Folgen, Chancen wie Risiken, wissenschaftlicher Errungenschaften teilhaben zu lassen. Es wird mehr und mehr zu einem professionellen Berufsfeld, das gelehrt und gelernt werden kann (vgl. Turney 1994; Mulder et al. 2008; Mellor 2013). Für die anderen sind es begriffliche Werkzeuge, mit denen versucht wird, die Bandbreite jener Aktivitäten, Schlüsselakteure und Kreise von Adressaten, Initiativen, intermediären Einrichtungen, Ziele, Wege, Werte, Einstellungen usw. usf. in einem spezifischen, in der Regel kommunikativen Zusammenhang zu denken, und den beständig wachsenden Hiatus zwischen Wissenschaft und Gesellschaft – um die wohl umfassendste aller Formeln zu nutzen – begrifflich zu besetzen. Spätestens seit Mitte der 1980er Jahre hat sich in diesem Hiatus¹ ein neuer, lebendiger und munter expandierender Forschungsbereich mit unzähligen Studien etabliert.

Der Begriff der Wissenschaftskommunikation liefert hierfür die konzeptuelle Klammer. Aber dieser Forschungsbereich und das entsprechende Forschungsfeld lässt sich kaum mehr durch diese Inklusionsformel zusammenhalten; sogar dann nicht, wenn dieser Begriff eng geführt wird und ausschließlich wissenschaftliche Außenkommunikation meint. Aber der Begriff ist weiter gefasst und fungiert als Sammelbegriff für die „Vielfalt der intra-, inter- und extrawissenschaftlichen Kommunikation.“ (Daum 1998, S. 27) Er weist verschiedene Referenzebenen auf: Er bezieht sich auf das Ausbildungs- und Berufsfeld einer auf externe Wissenschaftskommunikation spezialisierten Gruppe (Wissenschaftsjournalisten, -manager), auf das Ausbildungs- und Berufsfeld einer auf interne Wissenschaftskommunikation trainierten Gruppe (akademischer Nachwuchs, der zunehmend Öffentlichkeitsarbeit ins Spektrum der genuin wissenschaftlichen Tätigkeiten zu integrieren hat), auf

1 Zu dessen Ausgangspunkt vgl. Meadows 1986, zur Genealogie des Auseinanderdriftens vgl. Bensaude-Vincent 2001 und zu Faktoren, die diese Kluft stabilisieren vgl. Faulstich 2011; Bauernschmidt 2013.

ein junges akademisches Forschungsfeld und fungiert als identitäts- und differenzstiftender Schlüsselbegriff einer neu auftauchenden Disziplin (vgl. Trench und Bucchi 2010; Fischhoff 2013; Schäfer et al. 2015). Diese diversen Referenzebenen und Arbeitsfelder gilt es klar auseinanderzuhalten, will man sich nicht in ausweglosen Diskussionen verfangen über den Horizont des Forschungsgegenstandes externer Wissenschaftskommunikation generell oder im Besonderen über Ursachen, Formen, Funktionen und Folgen der externen Wissenschaftskommunikation.

Innerhalb des rasant anwachsenden Forschungsbereichs, der auf den kommunikativen Raum zwischen Wissenschaft und Gesellschaft Bezug nimmt, trifft man auf unterschiedlichste Phänomene, die je nach disziplinärem Zugang² eine andere begriffliche und theoretische Rahmung erhalten. Aus dem Diktum Alexanders (1987), Herz der Wissenschaft ist die Theorie, folgt, um im Bilde zu bleiben, dass Begriffe die Herzklappen sind, die den Blick auf einen Wirklichkeitsausschnitt eröffnen und zugleich auf andere Ausschnitte verschließen. Wird der moderne Gedanke der Verschränkung von Theorie und Empirie hinzugenommen – empirische Forschung bleibt ohne theoriesprachlichen Bezug folgenlos –, werden terminologische Fragen immer wieder dringlich. Dies trifft auf die folgenden drei, für jenen Forschungsbereich zentralen Begrifflichkeiten zu: *Wissenschaftspopularisierung*, *Öffentliche Wissenschaft*, *externe Wissenschaftskommunikation*. Zentral sind sie deshalb, da sämtliche anderen Konzepte, die hier genutzt werden (siehe die Auflistung zu Beginn), diesen Begriffen zuordenbar bzw. sogar aktiv in diese integriert worden sind.

Doch welche Sprachspiele werden mit diesen Begriffen gespielt? Welche Diskursgemeinschaften spielen diese Spiele? In den folgenden Abschnitten wird nicht versucht, auch nur einen dieser Begriffe neu oder besser zu definieren. Gefolgt wird hier der Devise von Burns et al. (2003, S. 183): „wherever possible using accepted definitions from the literature“. Es geht um die Frage, auf welche Weise die Begrifflichkeiten in verschiedenen akademischen Diskursen auf der Ebene allgemeinen Fachwissens verwendet werden. Ziel ist es, ein terminologisches Tableau zu etablieren, das sich durch eine gewisse Eindeutigkeit und Übersichtlichkeit – wohl wissend um die weiterhin bestehende Unschärfe der Begrifflichkeiten in lokalen Kommunikationszusammenhängen – auszeichnet. Dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund, dass Verständigung über komplexe Themen erst dann mehr oder weniger gelingen kann, wenn in gemeinsamer Bemühung wesentliche Begriffe

2 Es finden sich hier vor allem Wissenschafts- und Kunsthistoriker, Wissens- und Wissenschaftssoziologen, Medien- und Kommunikationswissenschaftler, um nur einige zu nennen.